



## **Ungehört verhallt mein Schrei** (*Matthäus 27, 33-54*) Predigt zum Karfreitag, 29. März 2024 Theodorskirche, Kirchgemeinde Kleinbasel Pfarrer Philipp Roth

---

Durcharbeiten nennt die Psychoanalyse das. Was geschehen ist, nochmals durchgehen. Schritt für Schritt. Schmerz für Schmerz. Ins Trauma hineinsteigen. Hinschauen, hinhören, hinfühlen. In der Hoffnung, nicht zu verdrängen, sondern zu verwandeln, *anzu-*verwandeln. Was springt aus dieser vergangenen Geschichte und schliesst sich mit meinem Heute kurz? Welche Bilder zucken aus der brennenden Erinnerung herüber? Welche Not der Gegenwart wird darin erhellt und erschlossen?

Matthäus, Kapitel 27, Verse 32-56. Wir gehen nochmals durch:



Als die Soldaten mit Jesus die Stadt verließen, trafen sie einen Mann aus Kyrene. Sein Name war Simon. Den zwangen sie, für Jesus das Kreuz zu tragen. So kamen sie zu der Stelle, die Golgota heißt – das bedeutet: Schädelplatz. Sie gaben Jesus Wein zu trinken, der mit Galle gemischt war. Er versuchte davon, wollte ihn aber nicht trinken.

Dann kreuzigten sie ihn. Sie verteilten seine Kleider und losten sie untereinander aus. Danach setzen sie sich hin und bewachten ihn. Über seinem Kopf brachten sie ein Schild an. Darauf stand der Grund für seine Verurteilung: »Das ist Jesus, der König der Juden.« Mit Jesus kreuzigten sie zwei Verbrecher, den einen rechts, den anderen links von ihm.

Die Leute, die vorbeikamen, lästerten über ihn. Sie schüttelten ihre Köpfe und sagten: »Du wolltest doch den Tempel abreißen und in nur drei Tagen wieder aufbauen. Wenn du wirklich der Sohn Gottes bist, dann rette dich selbst und steig vom Kreuz herab!«

Genauso machten sich die führenden Priester zusammen mit den Schriftgelehrten und Ratsältesten über ihn lustig. Sie sagten: »Andere hat er gerettet. Sich selbst kann er nicht retten. Dabei ist er doch der ›König von Israel!‹ Er soll jetzt vom Kreuz herabsteigen, dann glauben wir an ihn. Er hat auf Gott vertraut – der soll ihn jetzt retten, wenn er Gefallen an ihm hat. Er hat doch behauptet: ›Ich bin Gottes Sohn.‹«

Genauso verspotteten ihn die beiden Verbrecher, die mit ihm gekreuzigt worden waren.

Es war die sechste Stunde, da breitete sich Finsternis aus über das ganze Land. Das dauerte bis zur neunten Stunde. Um die neunte Stunde schrie Jesus laut: »Eli, Eli, lema sabachtani?« Das heißt: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

Als sie das hörten, sagten einige von denen, die dabeistanden: »Er ruft nach Elija.« Sofort lief einer von ihnen hin, nahm einen Schwamm und tauchte ihn in Essig. Dann steckte er ihn auf eine Stange und hielt ihn Jesus zum Trinken hin. Aber die anderen riefen: »Lass das! Wir wollen sehen, ob Elija kommt und ihn rettet.« Aber Jesus schrie noch einmal laut auf und starb.

-

In diesem Moment zerriss der Vorhang im Tempel von oben bis unten in zwei Teile. Die Erde bebte, und Felsen spalteten sich. Grabkammern öffneten sich, und die Körper vieler verstorbener Heiliger wurden auferweckt. Nach der Auferstehung von Jesus kamen sie aus ihren Grabkammern heraus. Sie gingen in die Heilige Stadt, wo sie von vielen Menschen gesehen wurden.

Ein römischer Hauptmann mit seinen Soldaten bewachte Jesus. Sie sahen das Erdbeben und alles, was geschah. Da fürchteten sie sich sehr und sagten: »Er war wirklich Gottes Sohn!«

Es waren auch viele Frauen da, die aus der Ferne alles mit ansahen. Seit Jesus in Galiläa wirkte, waren sie ihm gefolgt und hatten für ihn gesorgt. Unter ihnen waren Maria aus Magdala, Maria, die Mutter von Jakobus und Josef, und die Mutter der Söhne des Zebedäus.

*Matthäus 27, 45- 56*

-

*Stop all the clocks, cut off the telephone,  
Prevent the dog from barking with a juicy bone,  
Silence the pianos and with muffled drum  
Bring out the coffin, let the mourners come.*

Haltet an alle Uhren, das Telefon legt still,  
bewahrt mit frischem Knochen den Hund vor dem Gebell,  
bringt die Klaviere zum Verstummen und mit dumpfen Trommeln,  
trägt den Sarg heraus, lasst die Trauernden kommen.

-

Nein, am Anfang ist nicht das Wort. Am Anfang ist das Stammeln, Stottern, Seufzen, Schlucken. Es verschlägt einem die Sprache. Der Schrei bleibt im Hals stecken, das Seufzen auch. Offen bleibt der Mund stehen und wenn er sich füllt, dann mit dem ‚Nichts‘. Man macht sich keinen Begriff, sagt man. Das Vermögen der Sprache am Ende.

„Und wissen sie, was das Schrecklichste ist?“ sagt die Frau am Telefon und ihre Stimme wird dünn. „Sein Bruder fand ihn so...“ Die Stimme bricht. Ich höre sie rascheln, schluchzen. Sie schneuzt sich. „Entschuldigen Sie,“ versucht sie die Fassung wieder zu finden. „Es ist einfach nur furchtbar. Er kann kaum darüber sprechen.“ Sie kann es auch nicht...

Ja, manche Dinge sind so schrecklich, dass sie sich einem entziehen. Sie überfallen einen wie ein rasend gewordener Löwe. Man bringt keine Hand mehr dazwischen, keinen Gedanken und kein Wort. Und dann stürzen sie davon mit irrem Geschrei, nur um einen bei jeder sich bietenden Gelegenheit wieder von hinten zu überfallen, manchmal mitten am Tag, manchmal tief im Traum. Wie soll man sich da einen Reim machen? In Sprache fassen, was schlicht unfassbar ist?

Masub Abu Toha flüchtet mit seiner Frau und ihren drei Kindern vor den Bomben in Gaza in den Süden. Sie versuchen auszureisen. Ein Kind hat einen amerikanischen Pass. An der Grenze wird Masub Abu Toha herausgerufen und unter vorgehaltener Waffe weggeführt. Mit anderen Männern muss er niederknien und warten.

Zu zweit werden sie zu einer Mauer geführt. Ein Soldat mit Megaphon befiehlt ihnen, sich auszuziehen. Zwei andere richten ihre Gewehre auf sie. Sie ziehen sich aus bis auf die Boxershorts. Der Soldat befiehlt ihnen: Weiter! Sie schauen sich schockiert an. Er schaut in die Gewehrläufe und fürchtet um sein Leben. Sie ziehen sich aus. „Das war das erste Mal in meinem Leben,“ schreibt Masub Abu Toha, „dass ich vor Fremden komplett nackt war. Sie schauten mich an.“

Und man liest in diesen paar Worten das ganze Grauen: die Gewalt und die

Entwürdigung, die Scham und die Ohnmacht, die Furcht ums Leben und darum, die Kinder nicht wieder zu sehen.

Wie bringt man das Unaussprechliche in Sprache? Fasst man das, was ganz und gar unfassbar ist?

Man weiss, es ist wahr. Man will es erzählen, teilen, verarbeiten – und man spürt schon, während man noch noch daran ist, wie man es verfehlt, ja verrät. Mit Worten lässt sich diese Wirklichkeit nicht fangen. Sie brennt sich ein, sie schmerzt sich durch. Man stammelt, stottert, seufzt und schluckt - und fasst es nie.

„Können Sie ihren Schmerz beschreiben?“ Die Ärztin sitzt am Spitalbett auf einem Hocker, viel zu tief. Sie fischt einen Kugelschreiber und einen Notizblock aus dem Kittel und schaut dann wieder in das verschwitzte Gesicht auf dem Kissen. Die Patientin schüttelt fast unmerklich den Kopf und legt sich eine Hand über die Augen. „Auf einer Scala bis zehn. Wieviel würden sie ihm geben?“

Am Karfreitag ist die Kirche in Gefahr, geschwätzig zu werden. Mehr noch als sonst. Wie Schorf legen sich Theologien, ganze Bibliotheken, um die Wunde. Wie muss man, kann man das verstehen, was hier geschieht? Ja, *muss* man? *Kann* man überhaupt? frage ich mich hingegen heute – und kann mir kein Verstehen vorstellen, das das, was geschehen ist, nicht minderte und banalisierte. Wie könnten Worte das fassen, die Schrecken der Menschen, die Schrecken der Welt?

Als Produktionsbetrieb der Hoffnung und des Trosts sind wir rasch auch einer der Verdrängung und Verzweckung. Über die das Abgründige breiten wir die Häkeldecken unserer Begriffe. Als ob sie trügen... Das Evangelium jedoch geht mit und schaut hin.

-

Lasst Flugzeuge jaulend über ihren Köpfen kreisen,  
die Botschaft „er ist tot“ gross in den Himmel schreiben,  
bindet Stadtauben Kreppbänder um den weißen Kragen,  
lasst Polizisten schwarze Handschuhe tragen.

-

Im Zentrum unseres Glaubens steht ein traumatisches Ereignis. Der Tod der Hoffnung, ja des Liebsten. Wir kommen davon her, und wir kommen davon nicht los. Jedes Jahr kehren wir zu dem zurück, was da geschehen ist, sehen das Kreuz, die Wunden und das Grab. Hören von Hass und Gewalt und Spott. Wir stehen dabei und fühlen mit und fragen uns: Müssen wir uns das antun? Was habe ich davon?

Traumatische Ereignisse erklären sich nicht. Sie bieten keinen Weg zu Fakten und zur Eindeutigkeit, zu Antworten und Lösungen. Sie schlüsseln nicht auf, sondern sie schlüsseln ein, verweben und vernarben einen Knotenpunkt, der in gleichem Mass Schmerz und Lebendigkeit enthält, Sinnlosigkeit und Sinn. Sie halten ein Geheimnis gegenwärtig, wach und weich, das sich mir gleichzeitig erschliesst und entzieht.

Immer neu drängen sie sich in die Gegenwart, solche Ereignisse. Sie tun das in Flashbacks, in Träumen, Gedankenketten und Gefühlsausbrüchen. Die Erinnerung blitzt auf in gebrochenen Erzählungen wie in Spiegelscherben. Eine direkte Rückreise zum Ursprung hingegen bleibt verschlossen, da ist keine Rückkehr zu der Wunde, in der das alte Ich aufplatzte und ausblutete.

Matthäus kommt davon her. Er wickelt einen dünnen Faden ab. Er erzählt knapp, fast trocken. Jesus wird aus der Stadt getrieben wie ein Strassenköter. In den Strassen und Häusern findet das Normalleben statt. Draussen das Spektakel. Irgendwo lese ich, es habe dort draussen eine Zuschauertribüne gegeben. Hinrichtungsstadion. Verwundern würde

es mich nicht.

Eine solche Schädelstätte ist ein schrecklich-schöner Ort. Ein Theater der Gewalt. Grausig geil. Die Pornographie der Macht wird dargeboten. ‚Unter 18 Jahren streng verboten,‘ würde heute dort stehen. Die Tyrannei will anständig sein. Und das Volk bin ins Innerste beeindruckt. ‚Lieber Gott, mach mich stumm / dass ich nicht nach Dachau kumm,‘ reimte man damals in München. Von dort aus gesehen, lag Dachau auch draussen vor der Stadt - wie Golgotha.

Und noch heute schaudert mich, wenn ich auf einem Tondokument höre, wie Heinrich Himmler, Reichsführer der SS, im Oktober 1943 seine Generälen rühmt: ‚Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammenliegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – *anständig* geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte.‘

Die ‚Umwertung aller Werte‘, von der schon Friedrich Nietzsesche sprach, findet statt, wenn Menschen aus der Stadt, der Wohn- und Lebensgemeinschaft getrieben werden. Die absolute Unmenschlichkeit pervetiert sich als Ausdruck stärkster Menschlichkeit. Kriegsgreuel werden zu Heldentaten. Repression drückt Dienst an der Gemeinschaft auf. Und Folterpraxis stärkt, indem sie Unmenschen erniderigt, nichts als die Menschlich-, besser: Männlichkeit.

Nein, Jesus ist da draussen nicht allein. Viele sind dabei. Matthäus weiss es noch. Soldaten, Mitverurteilte, Mitläufer; alle Augenzeuginnen und -zeugen des grausigen Spektakels. Sie alle sollen sehen, was da geschieht, und nicht länger sagen können: Das wusste ich doch nicht. Und sie sollen dabei zu Komplizinnen und Komplizen werden, zur schweigenden Mehrheit, die sich am Schauspiel ergötzt, die gegen innen denkt: Zum Glück bin ich das nicht! und gegen aussen schreit und spottet und lästert: ‚Du wolltest doch den Tempel abreissen und wieder aufbauen. Nun schau dich doch an und mach, zerrissener Tempel aus Fleisch und Blut.‘ ‚Anderen hat er geholfen. Jetzt hilf dir doch selbst.‘

‚Das Problem sind nicht die Bösen, die Böses tun,‘ hat, wenn ich mich recht erinnere, Alexei Nawalny mal gesagt. ‚Sondern die Guten, die es besser wüssten, und schweigen.‘

Ja, Matthäus berichtet vom grausigen Schauspiel, wie Jesus entleibt und entwürdigt wird. Sein Menschsein wird auf einen nackten Leib reduziert, er wird all seines Glanzes beraubt, seines gütigen Blicks, seiner heilenden Hände, seiner stärkenden Worte. Ein Stück Fleisch ist er noch, das man in die Sonne hängt und ausbluten lässt. Kleider wird er keine mehr brauchen. Nur noch ein Grab. Man kann sie teilen, aber bitte schön fair.

Aber mehr noch, so scheint mir heute, berichtet Matthäus davon, was das mit den Menschen macht, die das Schauspiel verfolgen. Mit einem Auge auf dem Gefolterten, verfolgt er mit dem anderen die Folternden – aktiv und passiv, und erzählt - ganz nüchtern und tief ernüchtert - wie sie selbst dabei entmenschlicht werden, von Angst zerfressen, von Hass zerstört, vom Maul zerrissen, dass sich nicht mehr halten kann.

Da ist soviel Spott in seinem Bericht. Gleich vier Mal zähle ich. Die Soldaten höhnen. Die Leute lästern. Die Gelehrten machen sich lustig. Selbst die Mitverurteilten verspotten ihn und sagen sich von jeder Solidarität los. Die Tyrannei siegt auf der ganzen Linie.

Und wenn der römische Hauptmann schliesslich sagt: ‚Dieser war wirklich Gottes Sohn!‘, dann weiss ich heute nicht mehr, ob das tiefe Einsicht ist, viel zu spät, eine Rückprojektion- oder der Gipfel des Zynismus. Jetzt, tot, kein Mensch mehr, nur noch Leiche, soll er ein Kind Gottes sein? Erst jetzt?

-

Er war mein Nord, mein Süd, mein Ost und West,  
meine Arbeitswoche und mein Sonntagsfest,  
mein Gespräch, mein Lied, mein Mittag, meine Mitternacht,  
ich dachte, Liebe währet ewig – ich hab falsch gedacht.

-

Die Erzählung heisst Christo morto. Ich finde sie im Buch des ungarischen Schriftstellers Lazlo Krasznahorkai. Er hat diesen atemlosen Stil, fast ohne Punkte und Absätze.

Ein Mann kommt nach vielen Jahren wieder nach Venedig. Damals war er länger da. Die meisten Erinnerungen verblassten. Eine Erinnerung jedoch wurde mit der Zeit immer heller und drängender. Die Erinnerung an ein kleines Bild mit dem toten Christus. Es zeigte seinen nackten Oberkörper geschunden, der Kopf auf die Seite gefallen, mit geschlossenen Augen.

Nun ist der namenlose Mann nur wenige Tage in Venedig und geht den Wegen von damals nach. Doch eigentlich geht es ihm je länger je mehr nur noch um diesen toten Christus. Er weiss noch, wo er ihm damals begegnet ist, in der kleinen Scuola neben San Rocco. Und er weiss noch, was er damals gesehen hat, meint es jedenfalls, immer klarer.

Doch kann er seiner Erinnerung überhaupt trauen, nach so langer Zeit? Und stimmt, was sich ihm heute immer stärker aufdrängt, tatsächlich: Dass er nämlich damals den toten Christus lange betrachtet hatte, seine erblasste Haut, seine geschlossenen Augen – und dann plötzlich meinte, diese Augen öffneten sich kurz, zwinkerten und schauten ihn an, direkt und ausgerechnet ihn?

Die Suche des Mannes wird immer fierberhafter. Wo war nun schon wieder dieses San Rocco? Damals kannte er sich aus. Heute ist alles wieder ein Irrgarten. Auch die Scuola wurde umgebaut. Es ist nichts mehr dort, wo es in seiner Erinnerung mal war. Als hätte jemand in seiner Vergangenheit rumgespielt wie auf einem alten Estrich. Er eilt durch die grosse Säle, Fresken bis unter die Decke, Tintoretto, das Leben des San Rocco. Er fürchtet schon, das kleine Bild sei weg, da stösst er fast zufällig darauf, in einer Nische, in der er es nicht erwartet hätte.

Er nimmt einen Stuhl und setzt sich davor, wagt es schliesslich, seinen Blick allein auf die Augen zu heften, und sitzt regungslos und wartet und wartet, wie erstarrt. Werden diese Wimpern wieder zucken? Oder war alles seiner Einbildung entsprungen?

Er sieht die unendliche Einsamkeit des nackten Oberkörpers, die einwenig unbeholfen gemalten Schultern und Arme, die vielleicht gerade deshalb noch zarter wirken. Er wundert sich, was wohl die anderen Besucher denken, die ihn so sehen, allein vor dem Bild, das Leiden Christi betrachtend. Und als er wieder zu dem zurückkehrt, was ihn hierher gebracht hat, sieht er, wie der tote Christus tatsächlich beide Augen öffnet.

Er erschreckt zutiefst. Und dann, als er wieder denken kann, versteht er auch, was ihn noch mehr erschreckt: Dass die Augen ganz dunkel sind. Er hatte Leid erwartet, den Ausdruck des Schmerzes, doch nicht Leid schaut ihn an, sondern nur Trauer, eine *vollkommen unbegreifliche, für ihn vollkommen unfassbare, unermessliche Trauer*. Eine Trauer *um alles, um die Schöpfung, um das Sein, die Kreaturen, die Zeit, das Leiden und Erleiden, die Geburt und die Vergänglichkeit*.

Hier ist Christus *im schrecklichsten und vollkommensten Sinn verlassen*, geht ihm durch den Kopf. Hier ist er, tatsächlich, - niemand aber braucht ihn mehr. Die Zeit ist über ihn hinweggegangen, er verlässt die Welt.

Und der Mann bleibt vor dem Bild sitzen, weil ihn noch lange schaudert, was er gesehen,

nein besser: erkannt hat. Er denkt: Jetzt muss ich aufstehen und gehen. Doch er kann es nicht. Er sieht sich schon die Treppe hinunter gehen und durch die Touristenströme eilen, den Rummel der Welt. Nicht zum Hotel, nein, direkt zur Stazione würde er gehen, um aus Venedig zu fliehen, nach Hause, in sein altes Leben. Und doch ahnt er, dass er aus diesem Haus nie mehr hinauskommen wird, aus dieser Trauer in diesem Blick.

(Laszlo Krasznahorkai, Seiobo auf Erden, Fischer TB, 2012, S. 95-131)

-

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Jesus schreit. Und Matthäus weiss, es war die neunte Stunde. Das wird er nie mehr vergessen. Ungehört verhallt mein Schrei. (Ps 22, 2) Und dann erzählt er, was nicht mehr Bericht sein kann, weil es das Hier und Jetzt in alle Richtungen sprengt. Er erzählt, wie der Vorhang im Tempel zerreisst und die Erde bebt und die Felsen aufreissen und die Toten aus den Gräbern steigen. Gewaltig trifft das, was geschehen ist - vor ihm, mit ihm, für ihn - auf seine Seele und zerreisst, was sich bisher so beschaulich zusammenfügte. Das Leben wird nie mehr dasselbe sein. Da ist Erschütterung, Aufbruch; Erde, Himmel; Vergangenheit, Zukunft; Trauma und Traum.

Das ist auch bei W.H. Auden so. Ich schliesse mit der letzten Strophe seines Gedichts 'Funeral Blues' von 1936. Das Liebste ist gestorben. Der Schmerz ist ganz persönlich. Und ganz kosmisch. Alles hält die Luft an. Alles explodiert. Trauer pur.

Sie sind jetzt nicht erwünscht, löscht aus den Sternenschein,  
 nehmt weg die Sonne und den Mond packt ein,  
 Kippt weg das Meer, den Wald laßt überfluten,  
 Denn nichts mehr wendet sich ab jetzt zum Guten. (WH Auden, *Funeral Blues*; Übersetzung PR nach diversen Vorlagen)

-

Darf man so was denken, fühlen? Kann man leben, *ohne* sowas mal zu denken, fühlen? Er blickt uns an. Wir kommen nicht mehr von ihm los. Und er lässt uns nicht. Wir sind nämlich zur Überzeugung gelangt, schreibt Paulus nach Korinth: Wenn einer für alle gestorben ist, dann sind damit alle gestorben. Die Lebenden sollen jetzt vielmehr für den leben, der für sie gestorben ist und auferweckt wurde. (2. Kor. 5, 14f)

W. H. Auden, der Dichter, heiratete 1935 übrigens Erika Mann, die Tochter von Thomas Mann. Nicht aus Liebe. Sondern damit diese mit einem englischen Pass das Hitlerreich verlassen konnte. Also doch aus Liebe...

Amen.